

Parallele Welten innerhalb der Soziologie mit Rückbezug auf Thomas Kuhn

51

von Wassili Brassat

Dieser Beitrag befasst sich mit den jüngsten Auseinandersetzungen der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS) und der Akademie für Soziologie (AfS). Es soll eine Parallele zwischen den Ausführungen Thomas S. Kuhns einerseits in Zusammenhang mit seiner Inkommensurabilitätsthese und andererseits in Bezug auf bestimmte Aspekte innerhalb der Argumentationsstruktur der AfS für eine Abspaltung von der DGS, dargestellt werden. Ein grundlegendes Element, welches Kuhn in seine Argumentation eingearbeitet hat, um verschiedene Paradigmen mit einer Metapher von *parallelen Welten* zu belegen, lässt sich auch innerhalb der Argumentationsstruktur der AfS herausarbeiten. Nämlich eine Position, die einen Diskurs über Grundlagen als Hemmnis der jeweiligen Disziplin versteht. Ein solches Konzept kommt, so das Fazit, nicht ohne rhetorische Überhöhungen aus, welche in die wissenschaftlichen Argumente eingearbeitet werden und führt somit unweigerlich zu Problemen. Durch die Darstellung ausgewählter Aspekte soll es möglich werden, diese Parallele zu ziehen.

abstract

Schlagwörter

Paradigma; Pluralismus; Forschungsgemeinschaft; deutsche Soziologie

Einleitung

Wie kaum mehr angezweifelt wird, ist ein besonderes Charakteristikum der Soziologie, dass sie als pluralistische Wissenschaft auftritt. Das bedeutet, dass sich innerhalb ihrer sehr unterschiedliche Forschungsgrundlagen bestimmen lassen, die auf einen relativen Theorie- und Methodenreichtum zurückzuführen sind. Durch diese Pluralität befindet sie sich in der Situation, keine allgemein anerkannte und geteilte Grundlage zu besitzen. Wie tiefgreifend die Unterscheidungen tatsächlich sind, ob sie gelöst werden müssen oder ob genau diese Ausgangssituation die Stärke der Soziologie bedeutet, wird hier nur am Rande erörtert. Stattdessen soll vor dem Hintergrund des Titels *Parallele Welten* dargestellt werden, wie die verwendeten Begrifflichkeiten innerhalb der soziologischen Debatten dazu einladen, die verschiedenen – heute sogenannten – *Paradigmen* als voneinander abgetrennte, unvereinbare und irreduzible Fundamente zu bestimmen.

Zentral für dieses Vorhaben ist die Arbeit „*Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*“ von Thomas S. Kuhn, der den Begriff *Paradigma* im Jahr 1962 einführt, um die historischen Prozesse wissenschaftlicher Forschungstätigkeit zu klären (vgl. ebd.: 25ff.). Der Begriff wird seither von vielen Soziolog_innen genutzt, um die Pluralität ihres Faches zu beschreiben. Dass ihr dabei

die Diagnose einer multiparadigmatischen Wissenschaft zugesprochen wird, ist nicht selbstverständlich und trotzdem weit verbreitet. So hatte sich Thomas Scheffer vor einiger Zeit im Interview mit dem Soziologiemagazin für die multiparadigmatische Soziologie eingesetzt (vgl. Scheffer 2017). Multiparadigmatik beschreibt einen Zustand, in welchem sich mehrere Paradigmen innerhalb einer bestimmten Wissenschaft ausdifferenzieren lassen, die nebeneinander bestehen. Der Begriff wurde von Margarete Masterman im Anschluss an eine Auseinandersetzung mit Thomas S. Kuhn entwickelt (Masterman 1974: 74ff.). Den aktuellen Debatten der Soziologie folgend, wird diese als Wissenschaft mit mehreren Paradigmen charakterisiert. Auf die (1) kurze Vorstellung diverser Diagnosen einer multiparadigmatischen Soziologie aufbauend, soll (2) dargestellt werden, wie der Begriff ursprünglich konzipiert wurde. Dabei lassen sich Elemente herausarbeiten, die der Idee einer pluralistischen Wissenschaft widersprechen. Eine Klärung dieses Sachverhaltes soll es möglich machen zu erörtern, wieso (3) der Gründungsaufwurf und die Positionierung der Akademie für Soziologie (AfS) in Teilen mit den Thesen Kuhns vereinbar ist. Denn beide konzipieren wissenschaftliche Auseinandersetzungen in gewisser Weise als produktivitätshemmend. Kuhn arbeitet in seinem Essay mit einer Metapher *paralleler Welten* und folgt dabei der Idee von abgetrennten Sphären verschiedener

Forschungstraditionen. Diese, da sie dieselben Begriffe unterschiedlich verwenden und so grundverschiedene Begriffsnetze ausarbeiten, haben laut Kuhn ein Verständigungsproblem. Sie betrachten denselben Gegenstand, sehen in diesem allerdings Unterschiedliches.

Die multiparadigmatische Soziologie

Es soll in aller Kürze darauf eingegangen werden, wie reich und unterschiedlich die Analysen bezüglich der multiparadigmatischen Situation innerhalb der Soziologie ausfallen. Aufgrund der Menge solcher Ansätze, die von einer multiparadigmatischen Soziologie sprechen, können hier nur einige Beispiele einfließen, die besonders geeignet sind, die Differenzen solcher Diagnosen darzustellen. Eingegangen wird hier auf Robert Friedrichs (1970), Jack Douglas (1971), auf George Ritzer (1975) und Georg Kneer und Markus Schroer (2009), die alle unterschiedliche Diagnosen bezüglich der multiparadigmatischen Struktur der Soziologie ausarbeiten.

So spricht Ritzer von drei Paradigmen der Soziologie. In Bezug auf die Begründung einer solchen Trennung hält Ritzer fest, dass es seiner Ansicht nach auf die zugrundeliegenden Gegenstandsbereiche ankomme, wenn man die Soziologie in Paradigmen unterteile (vgl. Ritzer 1975:

158). Diese sind seiner Ansicht nach aufgrund des Gegenstandsbereichs zu unterscheiden. In Kontrast dazu hatte Douglas eine andere Auffassung:

We have generally had multiple paradigms to choose from within areas of specialization. [...] Since the 1930's the hypothetical-statistical method has increasingly been presented as the valid paradigm for research methods in any area of specialization. (Douglas 1971: 46, Herv. im Orig.)

Laut Douglas gab es früher multiple Paradigmen, allerdings habe sich ein hypothetisch-statistisches durchgesetzt, das für alle spezialisierten Bereiche Forschungsmethoden anbietet. Friedrichs vertritt wiederum folgende Auffassung: „the discipline can be expected to continue to move toward a reclamation of its original *prophetic* understanding of itself and away from the exclusively *priestly* paradigm“ (Friedrichs 1970: 292). Damit spaltet er die Soziologie in ein priesterliches und ein prophetisches Lager, wobei das Selbstbild der Forscher_innen bei der Einteilung eine zentrale Rolle spielt. Die beiden Soziologen Georg Kneer und Markus Schroer sind zurzeit wohl Rekordhalter mit einer Ausarbeitung von 23 Paradigmen im Rahmen ihrer Diagnose einer multiparadigmatischen Soziologie (vgl. ebd. 2009: 7).

Die dargestellten paradigmatischen Grenzen, die die jeweiligen soziologischen Analysen ziehen, haben wenige Gemeinsamkeiten. Nicht nur die Zahl der Paradigmen unterscheidet sich in fast allen Fällen, sondern auch die Kriterien nötiger Trennungen. Der Begriff multiparadigmatische Wissenschaft geht auf Margaret Mesterman zurück, die sich eingehend mit Kuhns *Struktur wissenschaftlicher Revolutionen* beschäftigt hatte. Sie charakterisiert eine multiparadigmatische Struktur wie folgt: „Hier kann in den einzelnen Unterabteilungen, die durch je eine paradigmatische Technik definiert werden, die Technologie schon sehr weit fortschrittlich sein; auch die normale, rätsellösende Forschung kann vorwärtsgehen.“ (ebd. 1974: 74) Demnach ist es möglich, dass verschiedene Paradigmen bestimmte Unterabteilungen beherrschen und so eine multiparadigmatische Struktur entsteht. Doch sie hält ebenfalls Folgendes fest:

[D]ie verschiedenen, bloß durch die Techniken gelieferten Definitionen sind einander widersprechend; die Diskussion über die Grundlagen hört nicht auf, und ein großangelegter Fortschritt (im Gegensatz zum lokalen Fortschritt) findet nicht statt. (Mesterman 1974: 74)

Ein multiparadigmatischer Zustand ist laut Mesterman also derjenige, in dem Grundsatzzdebatten geführt werden, die sich eher hemmend als konstruktiv auswirken. Die

dargestellten Ausführungen Mestermans waren nachweislich ein Grund dafür, dass George Ritzer von einer *multiparadigmatischen* Grundstruktur der Soziologie spricht (vgl. Ritzer 1975: 158). Er übernimmt den Begriff in stark überarbeiteter und angepasster Form (vgl. Freidheim 1979: 64). Außerdem ist die Struktur bei Ritzer kein problematisches Zwischenstadium vor der Erarbeitung eines geteilten übergreifenden Paradigmas mehr, sondern ein Dauerzustand. Eckberg und Hill haben einige Jahre später zeigen können, dass das, was für ein Paradigma grundlegend ist, nämlich das Musterbeispiel, für die Soziologie nicht besteht. Genauer zu diesem Konzept lässt sich im Original nachlesen und wird später noch einmal kurz erläutert. Leider fehlt für eine genauere Darstellung der Platz. Die Begriffe sind von Soziolog_innen unscharf und damit fehlerhaft rezipiert worden (vgl. Eckberg/Hill 1979: 934). Die Konsequenzen ihrer Arbeit werfen die Soziologie zurück in einen vorparadigmatischen Zustand. Die Reife, die Kuhn den Naturwissenschaften zuspricht, scheint für die Soziologie als noch nicht gegeben.

Für die Absichten dieser Arbeit wird diese Erkenntnis von Bedeutung, wenn auf die Implikationen und das Wissenschaftskonzept Kuhns eingegangen wird. Es sollte zunächst gezeigt werden, dass der Begriff Paradigma häufig unterschiedlich ausgelegt wird. Innerhalb der Soziologie

entstanden somit Diagnosen einer multiparadigmatischen Struktur, bei der fast so viele verschiedene Ergebnisse wie Analysen bestehen. Im Folgenden soll ausgearbeitet werden, wie Kuhn diesen Begriff definiert und was die Anwendung dessen wissenschaftstheoretisch impliziert. Dabei werden Elemente identifiziert, die nahelegen, dass die Konzeption einer pluralistischen Wissenschaft mithilfe des Begriffs Paradigma unausweichlich zu Problemen führt.

Das Paradigma nach Thomas S. Kuhn

Kuhn entwickelt innerhalb der „*Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*“ eine Theorie vom nicht-linearen Fortschritt der Wissenschaft. Die Entwicklung einer Wissenschaft ist nach Kuhn wesentlich durch Umbrüche beeinflusst (vgl. ebd. 1976: 15f.). Daraus folgt eine Trennung verschiedener Phasen. Die *normale* Wissenschaft bildet den kumulativen Teil der Forschungstätigkeit, da Wissenschaftler_innen auf ihrem Gebiet (durch die Bindung an eine jeweilige Tradition) gemeinsame Grundlagen ausarbeiten können. Beruht die Forschung auf einer solchen Basis, kommt es jedoch regelmäßig und notwendigerweise zu wissenschaftlichen Revolutionen, durch die diese akzeptierten Grundannahmen bis zu einem gewissen Grad aufgegeben werden müssen. Folgt man Kuhn, ist diese Trennung verschiedener Phasen mit der

Kumulation von Wissen nicht vereinbar. Denn alte Theorien können nach einem revolutionären Prozess nicht einfach übersetzt werden. Es erfolgt eine „Umgestaltung der Welt, in welcher wissenschaftliche Arbeit getan wurde [...]“ (ebd. 1976: 21). Bestehende Forschungsgrundlagen müssen abgeändert, in einem anderen Kontext betrachtet, oder aufgegeben werden. Da der Etablierung der *normalen* Wissenschaft die traditionszerstörende Phase sogenannter Revolutionen folgen muss, ist ein kontinuierlicher Fortschritt nach Kuhn nicht möglich. Wissenschaftliche Entwicklung zeichnet sich somit nicht durch Kumulation, sondern durch *Zirkularität* aus (vgl. ebd.: 23). Damit tritt Kuhn der Vorstellung des logischen Empirismus entgegen (vgl. ebd.: 110). Wissenschaften durchlaufen in ihrer Entwicklung verschiedene Phasen. Grundlegende Einteilungen im Rahmen seiner Arbeit sind: *vorparadigmatisch*, *Paradigma*, *normale Wissenschaft*, *Anomalie* und *wissenschaftliche Revolution*.

Ein *vorparadigmatisches Stadium* ist dadurch gekennzeichnet, dass das bloße Faktensammeln im Vordergrund steht (vgl. ebd.: 30). Das Faktensammeln charakterisiert also eine Tätigkeit, bei der diverse theoretische Ansätze entwickelt werden, die meist unvereinbar nebeneinander bestehen. Nach Kuhn werden die bestehenden Deutungsdifferenzen jedoch auf dem Weg zu wissenschaftlicher Reife geklärt.

Sie verschwinden tatsächlich in sehr hohem Maße, und dann anscheinend für immer. Darüber hinaus wird ihr Verschwinden gewöhnlich durch den Triumph einer der Schulen aus der Vor-Paradigma-Zeit ausgelöst, die wegen der ihr eigenen charakteristischen Auffassungen und Vorurteile nur einen bestimmten Teil der recht umfangreichen und noch ganz unfertigen Sammlung von Informationen hervorgehoben haben. (Kuhn 1976: 32)

56 Dieser Triumph leitet die Phase der *normalen Wissenschaft* (im Sinne dieser Tradition) ein. Wie der Prozess genau entschieden wird, ist Gegenstand häufiger Kritik. Darauf wird hier aufgrund des Umfangs dieser Arbeit jedoch nicht weiter eingegangen. Ist eine solche gemeinsame Basis geschaffen, spricht Kuhn von einem gemeinsamen *Paradigma*. Denn durch Arbeiten, die über einen bestimmten Zeitraum breite Anerkennung genießen, lässt sich eine Grundlage bilden, auf die innerhalb der Forschungstradition Bezug genommen werden kann (vgl. ebd.: 25). Das Paradigma kann also als eine allgemeine und anerkannte Forschungsleistung verstanden werden, wobei Kuhn später aufgrund einiger Kritik den Begriff auf ein sogenanntes Musterbeispiel zu reduzieren versucht (vgl. ebd.: 198f.). Aufbauend auf diese Leistung wird dann *normalwissenschaftliche Tätigkeit* möglich. Dabei entsteht eine feste Basis von Wissenschaftler_innen, die innerhalb der Forschungstätigkeit ähnliche

Erwartungen an Messungen, Instrumente, Theorien und so weiter, entwickelt.

Bei näheren Untersuchungen [...] erscheint dieses Unternehmen als Versuch, die Natur in die vorgeformte und relativ starre Schublade, welche das Paradigma darstellt, hineinzuzwängen. In keiner Weise ist es das Ziel der normalen Wissenschaft, neue Phänomene zu finden; und tatsächlich werden die nicht in die Schublade hineinpassenden oft überhaupt nicht gesehen. (Kuhn 1976: 38)

Die Bemühungen einer normalwissenschaftlichen Tradition sind zunächst also ausschließlich auf die weitere Ausformulierung der jeweiligen Paradigmen gerichtet. Der Umstand eines klar definierten Rahmens führt jedoch, wie anhand des Auftauchens von *Anomalien* gezeigt werden soll, regelmäßig zu Problemen. Denn sobald die Rätsellösungen, die die Forscher_innen aus den jeweiligen Paradigmen ableiten, nicht mit ihren Erwartungen übereinstimmen, können Irritationen innerhalb der jeweiligen Forschungstraditionen entstehen (vgl. ebd.: 65f.). Nach Kuhn stößt die normale Wissenschaft regelmäßig auf solche, nicht in die Schublade des Paradigmas hineinpassenden Phänomene.

Diese Professionalisierung führt auf der einen Seite zu einer immensen Beschränkung des Gesichtskreises der

betreffenden Wissenschaftler und zu einem beträchtlichen Widerstand gegen Paradigmaveränderung. Die Wissenschaft ist zunehmend starrer geworden. Auf der anderen Seite führt die normale Wissenschaft innerhalb der Gebiete, auf welche das Paradigma die Aufmerksamkeit der Gruppe lenkt, zu einer Genauigkeit der Information und einer Exaktheit des Zusammenspiels von Beobachtung und Theorie, die auf keine andere Weise erreicht werden könnte. (Kuhn 1976: 77)

Das Paradigma wird also beibehalten, solange keine zwingenden Gründe dafür bestehen, dieses abzulehnen und zu ersetzen. Ein Paradigma ist somit nicht mehr als ein gesetzter Rahmen, innerhalb dessen bestimmte Voraussetzungen als gegeben angenommen werden.

Zwar wird versucht, entdeckte Phänomene mithilfe des Paradigmas zu erklären, doch kann dieses Vorhaben nicht dauerhaft weitergeführt werden. Sobald dies nicht mehr gelingt, spricht Kuhn von einer *Krise*. Der Krise geht, aufgrund einer notwendigen Verschiebung von Problembereichen und der steigenden Unzuverlässigkeit der angewandten Verfahren, „eine Periode ausgesprochener fachwissenschaftlicher Unsicherheit voraus. [...] Das Versagen der vorhandenen Regeln leitet die Suche nach neuen ein.“ (ebd.: 80) Das bis dahin erfolgreich angewendete Paradigma funktioniert

nicht mehr wie erwartet. Somit rückt die Suche nach Alternativen automatisch in den Fokus der jeweiligen Tradition. Nach Kuhn folgt, dass „eine Krise gleichzeitig die Schablonen lockert und die für einen grundlegenden Paradigmenwechsel nötigen zusätzlichen Daten liefert“ (ebd.: 102). Die Starre, die der normalen Wissenschaft zugeschrieben wurde, ist aufgeweicht und so die Suche nach neuen Theorien und Lösungsansätzen begünstigt.

Aufgrund der steigenden Anzahl solcher Irritationen, wächst die Zahl spekulativer Theorien, die nun Ansprüche auf die Position des alten Paradigmas erheben (vgl. ebd.: 103). Sobald sich im Verlauf dieser Krise ein neues Paradigma durchsetzt, hat das weitreichende Folgen für die betroffene Forschungsgemeinschaft. Denn eine Revolution bedeutet den „Neuaufbau des Gebietes auf neuen Grundlagen, ein Neuaufbau, der einige der elementarsten theoretischen Verallgemeinerungen des Gebietes wie auch vieler seiner Paradigmamethoden und -anwendungen verändert“ (ebd.: 98). Die Welt, in der die Wissenschaftler_innen forschen, hat sich laut Kuhn durch die komplette Verschiebung zentraler Begriffsnetze verändert (vgl. ebd.: 115). Was innerhalb des alten Paradigmas als Grundlage galt, muss meist überarbeitet, angepasst oder abgelehnt werden.

Nach einem solchen Gestaltwandel sehen Forscher_innen die bisher erarbeiteten

Grundlagen in einem anderen Licht. Zentraler Aspekt des Kuhnschen Konzeptes ist es, dass solche Paradigmen grundsätzlich durch Inkommensurabilität charakterisiert sind. Das bekannteste Beispiel für Inkommensurabilität ist seiner Ansicht nach der Vergleich der einsteinschen und der newtonschen Physik. Er konzipiert den Übergang von Einstein zu Newton als wissenschaftliche Revolution. Während Raum und Zeit in der newtonschen Mechanik als geradlinig definiert werden, versteht Einstein diese als durch Gravitation gekrümmt (vgl. ebd.: 160). Kuhn hält diesbezüglich fest:

Die Newtonsche Masse bleibt erhalten; die Einsteinsche ist verwandelbar in Energie. Nur bei niedrigen relativen Geschwindigkeiten können diese beiden in der gleichen Weise gemessen werden, und sogar dann dürfen sie nicht als gleich angesehen werden. (Kuhn 1976: 114)

Eine komplette Verschiebung elementarer Begriffsnetze hat zur Folge, dass sich die innerhalb eines Paradigmas Forschenden mit Vertreter_innen eines anderen Paradigmas nicht angemessen verständigen können. Grund dafür ist, dass sie bestehende Begriffe auf unterschiedliche Weise verwenden und somit anhand derselben Gegenstände unterschiedliche Entitäten oder Eigenschaften dieser sehen und als relevant erachten.

In Kuhns Arbeit kann also gewissermaßen eine Metapher *paralleler Welten* herausgearbeitet werden, welche konzeptionell den Ausgangspunkt jeder paradigmatischen Forschung bildet. Kuhn nennt den Übergang von einem Paradigma zu einem Nachfolger *wissenschaftliche Revolution*, wobei der Titel der Revolution vor dem Hintergrund seiner Inkommensurabilitätsthese ganz bewusst gewählt wurde (vgl. ebd.: 97f., 102, 104, 106, 108, 110). Eben deshalb, weil durch einen solchen Übergang, die Grundlagen einer bisher bestehenden Forschungsgemeinschaft so stark verändert werden, dass es sich dabei um mindestens zwei unvereinbare Positionen handelt. Es wird bis heute stark diskutiert, ob die Inkommensurabilitätsthese Kuhns vertretbar ist oder nicht. Details dazu finden sich in einem Aufsatz von Gerhard Wagner (vgl. Wagner 2013). Es wird hier dafür argumentiert, dass bei der Übernahme des Begriffs auch dessen theoretische Einbettung berücksichtigt werden muss. Eine Konzeption der Soziologie als pluralistisch ist bei Verwendung des Paradigmbegriffs problematisch. Im Folgenden soll mithilfe einer Darstellung der Prozesse um die Gründung der Akademie für Soziologie (AfS) gezeigt werden, inwiefern ihre Ausführungen teilweise Parallelen zu Kuhns Inkommensurabilitätsthese aufweisen und somit gegebenenfalls einige Elemente seiner Konzeptualisierung von *parallelen Welten* begünstigen.



Die wissenschaftliche Verständigung eines/-r Forschenden innerhalb eines Paradigmas mit Forschenden aus einem beliebigen anderen ist laut Kuhn nicht möglich.

Der Problembereich der Soziologie und das Gründersreiben der Akademie für Soziologie

„Es ist fast als wäre die Forschungsgemeinschaft plötzlich auf einen anderen Planeten versetzt worden wo vertraute Gegenstände in einem neuen Licht erscheinen und auch unbekanntes hinzugesellen.“ (Kuhn 1976: 123; vgl. 134) Wie sowohl von Masterman als auch von Eckberg und Hill (1979) erarbeitet wurde, ist für ein Paradigma grundlegend, dass es eine Forschungsgemeinschaft gibt, die einen Gegenstandsbereich durch geteilte Musterbeispiele, geteilte Matrizen und unhinterfragte Vorannahmen auf dieselbe Weise *sieht* (vgl. ebd.: 126). Dadurch, dass diese gemeinsame Sicht den Ausgangspunkt der gesamten Forschungsaktivität konstituiert, werden alternative Betrachtungen oder Ansätze unverständlich. Dieses Unverständnis besteht aufgrund der Inkommensurabilität von Paradigmen schon per Definition. Die wissenschaftliche Verständigung eines/-r Forschenden innerhalb eines Paradigmas mit Forschenden aus einem beliebigen anderen ist laut Kuhn nicht möglich. Es bietet sich an, einige Ausführungen der AfS

an ausgewählten Punkten mit Äußerungen Kuhns zu vergleichen, da in beiden Fällen eine ähnliche Konzeption erstrebenswerter – also effizienter – Forschungstätigkeit darstellbar ist. Dabei wird vorausgesetzt, dass diverse Differenzen bestehen bleiben und nur vereinzelte Aspekte vergleichbar sind. Der Vergleich soll gemeinsame Probleme aufzeigen.

Die AfS und Thomas Kuhn

Die AfS bildet eine Forschungsgemeinschaft, die sich vorwiegend aus der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS) abgespalten hat. Das Gründersreiben der AfS geht des Weiteren auf eine Gruppe von Soziolog_innen zurück, welche sich mit der Gründung von der bestehenden DGS abgrenzen will.

Die Akademie für Soziologie fördert die empirisch-analytische Soziologie in Forschung und Lehre. Empirisch-analytische Soziologie baut auf theoretischen Analysen, die möglichst klar und präzise sind. Ihre Aussagen basieren auf empirischen Ergebnissen, die

mit kontrollierten Methoden gewonnen werden. Durch Grundlagenforschung trägt die empirisch-analytische Soziologie zu einem kumulativen Erkenntnisaufbau bei. Sie will damit auch zu einer wissenschaftlich fundierten, evidenzbasierten Sozialpolitik beitragen. (AfS 2017a: 1)

Wie festgehalten, ist das Ziel der AfS, kumulativen Erkenntnisaufbau zu erarbeiten. Diesen Erkenntnisaufbau sieht sie durch die Methoden- und Theoriepluralität der DGS wohl gefährdet. Nicht zuletzt deshalb, weil es Soziolog_innen innerhalb der DGS gibt, die einen solchen pluralistischen Charakter als Stärke des Faches verstehen und die Forschungsgemeinschaft bewusst nach diesem Vorbild gestalten wollen (vgl. Scheffer/Schmidt 2019; vgl. Burzan 2019). Dieser Vorstellung scheint das Konzept der AfS zu widersprechen, wenn durch Grundlagenforschung im empirisch-analytischen Sinne ein kumulativer Erkenntnisaufbau erfolgen soll. Denn ihr Ziel ist es, ihrer Forschung eine einzige Position zugrunde zu legen. Die Idee von Pluralität ist damit kaum vereinbar. In den Grundsätzen der

AfS lässt sich nachlesen, dass man sich im Hinblick auf eine Konzeptualisierung einer sozialen Realität einig sei und dieses Konzept in Form einer Realwissenschaft ausgestalten möchte (vgl. AfS 2017b). Jörg Strübing arbeitet heraus, dass dabei der Soziologie durch den Personenkreis der AfS der Vorwurf gemacht werde, sich *auf nichts einigen* zu können (vgl. Strübing 2017: 1). In dieser Aussage steckt der Vorwurf, dass die Aushandlungen innerhalb der DGS einiges an Effizienz kosten. An anderer Stelle hält er fest, dass die AfS prinzipiell gegen den vorherrschenden Pluralismus innerhalb der DGS sei (vgl. Strübing 2019: 7). Insofern bestehen grundlegende konzeptionelle Differenzen.

Es wird angenommen, dass die erarbeiteten Differenzen einen wichtigen Grund dafür darstellten, die AfS zu gründen. Durch die Gründung einer neuen und geschlossenen Forschungsgemeinschaft erübrigt sich nämlich die Auseinandersetzung mit der bestehenden Theorie- und Methodenvielfalt der DGS: Sich auf nichts einigen zu können steht den festgehaltenen kumulativen Erkenntnisbestrebungen im Weg.

”

Das Ziel der AfS [ist es], kumulativen Erkenntnisaufbau zu erarbeiten. Diesen Erkenntnisaufbau sieht sie durch die Methoden- und Theoriepluralität der DGS wohl gefährdet.

Die AfS stützt sich auf eine gemeinsame Grundposition, die laut Strübing auf einen erkenntnistheoretischen Realismus hinausläuft (vgl. Strübing 2017: 2). Dieser wird als allgemeingültige Lösung präsentiert. Wieso die Mitglieder sich allein auf diese Position beschränken sollen, ist wohl primär durch gesteigerte Produktivität erklärbar: In den Grundsätzen setzt man sich für „Interdisziplinarität und [verstärkte] Kontakte zu den Nachbarwissenschaften wie beispielsweise der (empirischen) Politikwissenschaft, (Sozial)- und Persönlichkeitspsychologie, der Ökonomie und der Anthropologie“ ein, wobei die Orientierung an den Erkenntnissen der „Neurowissenschaften, der Informatik, der Verhaltensbiologie oder der Wissenschaftstheorie“ ebenfalls erwünscht ist (AfS 2017a: 3). Der gesamte Charakter dieser Erklärung gibt jedoch Anlass zu der These, dass dabei weniger die kritische Auseinandersetzung mit diesen Disziplinen gesucht wird, als eine Kooperation im affirmativen Sinne. Eine Beschäftigung mit der DGS bezüglich einer grundsätzlichen Ausrichtung der Forschungstätigkeit wird durch ihre Entschiedenheit wohl unnötig. Nun kann allerdings begründet werden, wieso eine perspektivische Beschränkung dieser Art nicht unbedingt förderlich sein muss. Strübing hält fest:

Weil wir uns nicht einigen können (oder vielleicht ja auch gar nicht wollen), soll nun eine Grundposition zur allein gültigen aufgerufen werden. Wenn man

nicht verstanden hat (oder vielleicht auch gar nicht verstehen will), welche Gründe es für die fortdauernde Existenz unterschiedlicher Epistemologien und Sozialtheorien gibt (z.B. die Produktivität von Spannungen und Irritationen im wissenschaftlichen Diskurs), dann kann man auch dem Glauben verfallen, dass sich eine solche Einigkeit per Beschluss herstellen lässt. (Strübing 2017: 1f.)

Ähnlich argumentieren Scheffer und Burzan, die in der Auseinandersetzung mit Gegenpositionen ein Moment der Produktivität identifizieren (vgl. Scheffer/Schmidt 2019; vgl. Burzan 2019). Die zugrundeliegenden Aushandlungen haben in den Wissenschaften eine lange Tradition. So hatte beispielsweise schon Karl Mannheim in Bezug auf seine Wissenssoziologie festgehalten, dass „eine eigentümliche Perspektivität der Begriffe, bestimmte Seiten desselben Urstoffes jeweils anders fixiert. Dadurch wird die ‚Wirklichkeit‘ immer reichhaltiger sichtbar“ (Mannheim 1985: 90). Was für die Absichten dieser Arbeit jedoch zunächst entscheidend wird, ist, dass sowohl Kuhn als auch die AfS diesen Prozess der wissenschaftlichen Aushandlung – durch ihre Konzentration auf eine Hemmung der Produktivität – von vornherein als problembehaftet konzipieren. Möchte man einen Vergleich zwischen dem Ziel der AfS und den Ausarbeitungen Kuhns ziehen, bietet es sich deshalb an, innerhalb des Gründerschreibens die Implementierung

einer geteilten gemeinsamen Grundlage für die Forschungsgemeinschaft auszumachen; also demjenigen Element, welches Kuhn Paradigma nennt.

Die Formulierungen des zu Beginn eingeführten Zitats legen ein vergleichbares Verständnis von wissenschaftlichem Fortschritt nahe: Bei Kuhn ist ein kumulativer Fortschritt nur im Rahmen normalwissenschaftlicher Forschung und damit innerhalb eines Paradigmas möglich. Kuhn hatte in seinem ursprünglichen Werk explizit festgehalten, dass es offenbleibe, „welche Teilgebiete der Sozialwissenschaft überhaupt schon solche Paradigmata erworben haben“ (Kuhn 1976: 30). Charakteristisch für die Sozialwissenschaften ist demnach, dass ihnen eine geteilte und anerkannte Grundlage fehlt, die die Existenz und Erarbeitung von solchen voraussetzungsreichen Musterbeispielen zulassen würde. Die Reife einer Forschungstradition wird allerdings durch die Existenz einer gemeinsamen Grundlage bestimmt, die wiederum eine Forschungstätigkeit mit paradigmatischem Charakter voraussetzt. Die Absichten der AfS können in diesem Zusammenhang als Versuch gedeutet werden, eine solche empirisch-analytische Grundlage – im paradigmatischen Sinne – zu setzen, um von dort aus Forschung mit dem eben dargestellten Fokus zu betreiben. So wäre nach Kuhn normalwissenschaftlicher Betrieb und damit die von der AfS angestrebte Kumulation von Forschungsergebnissen

möglich: Die Soziologie stiege ins Stadium der reifen Forschungsdisziplin auf. Sowohl bei Kuhn als auch innerhalb des Gründerschreibens wird die Überwindung des vorparadigmatischen Zustandes sowohl als erstrebenswertes Ziel konzipiert, als auch ein ähnlicher Weg zu diesem Zustand in Aussicht gestellt. Die Parallelen sind kaum zu übersehen, auch wenn noch einmal darauf hingewiesen werden muss, dass Kuhn allgemeine Muster der historischen Entwicklung aufzuzeigen versucht. Der Streit innerhalb der heutigen deutschen Soziologie ist vergleichsweise klein und stellt lediglich einen überschaubaren Schritt im Zyklus wissenschaftlicher Entwicklung dar. Es kommt bei Kuhn des Weiteren nicht darauf an, welche wissenschaftliche Position eine paradigmatische Rolle einnimmt (vgl. Kuhn 1976: 32). Sie muss lediglich eine hegemoniale Stellung für sich beanspruchen, damit normalwissenschaftliche Forschung betrieben werden kann. Da sich die Wissenschaften ohnehin zirkulär entwickeln, spielen Details bezüglich bestimmter Positionen zunächst eine untergeordnete Rolle. Allerdings wird die These der erstrebenswerten Einheitlichkeit ohne nennenswerte Auseinandersetzung vorausgesetzt.

Kritik an Thomas Kuhn

Die erarbeiteten Parallelen sollen es nun möglich machen, eine Kritik, die an Kuhns

Konzept vom wissenschaftlichen Fortschritt geübt wurde, – zumindest in Teilen – auch gegenüber der AfS zu plausibilisieren. Hierbei rückt die Inkommensurabilitätsthese ins Zentrum. Der Grund für Kuhns Auffassung eines Paradigmas als geteilte und anerkannte Forschungsgrundlage ist der zirkulär verstandene Fortschritt einer Forschungstradition. In ein relativistisches Konzept eingebettet sind Paradigmen so etwas wie Schablonen, die auf einen jeweiligen Gegenstandsbereich angewendet werden, bis eine Schablone so viele Probleme offenlegt, dass sie durch eine neue ersetzt werden muss. Die Zirkularität ist in besonderem Maße dadurch gekennzeichnet, dass eine wissenschaftliche Revolution die Forschungsgrundlage des alten Paradigmas in der Regel weitestgehend zerstört. An dieser Stelle kann auf das Beispiel von Newton und Einstein verwiesen werden. Wie bisher angeführte Zitate belegen, geht Kuhn so weit, die Paradigma-Vertreter_innen metaphorisch so stark von anderen Forscher_innen zu isolieren, dass sie auf verschiedenen Planeten arbeiten (und schließt im Zuge dessen die Fähigkeit zur konstruktiven Verständigung aus). Es liegt nahe, diese skizzierte Barriere als eine Metapher paralleler Welten zu verstehen, denn jeglicher Diskurs zwischen Forschenden verschiedener Paradigmen wird von vornherein als sinnlos dargestellt. Seit der Publikation 1962 wurden diverse Versuche unternommen, die Probleme der Inkommensurabilitätsthese und ihre

Konsequenzen zu explizieren. Ihr Widerlegen soll die wissenschaftliche Möglichkeit einer diskursiv-kommunikativen Lösung, sowohl in Bezug auf Kuhn als auch die AfS, unterstreichen.

Gerhard Wagner hatte sich in einem Aufsatz von 2013 beispielsweise damit beschäftigt, die Ausführungen Kuhns im Lichte der Debatten um Emergenz und Reduktion zu deuten. Dabei werden Verstrickungen aufgezeigt, die nahelegen, Kuhns Konzeption von Wissenschaft auf Arthur O. Lovejoy zurückzuführen. Diejenigen Momente, die Lovejoy als Diskontinuitäten – im emergentistischen Sinne – entgegen der Vorstellung einer Great Chain of Being ausmachte, konzipierte Kuhn als Inkommensurabilität (vgl. Wagner 2013: 147f.). Beide verfolgen die Idee, dass es elementare Brüche in der Entwicklung gibt, die eine Rückführung, Ableitung oder Reduktion nicht möglich macht. Kuhn hatte anhand des Übergangs von der newtonschen zur einsteinschen Mechanik explizit zu zeigen versucht, wieso eine Ableitung zwischen diesen unmöglich sei (vgl. Kuhn 1976: 114). Die Ableitung steht, betrachtet man die Inkommensurabilitätsthese genauer, stellvertretend für die allgemeine Fähigkeit einer konstruktiven Verständigung. Es soll also bewiesen werden, weshalb sowohl eine Übersetzung als auch eine Verständigung der beiden Paradigma-Vertreter_innen unmöglich sei, da die verwendeten Begriffe unterschiedliche Entitäten beinhalten und

in grundverschiedene Begriffsnetze eingearbeitet sind. Ähnliches gilt für Lovejoy und seine Darstellung spontaner Sprünge in der historischen Entwicklung, die keine Rückführung auf vorherige Entwicklungen zulassen (vgl. Lovejoy 1993: 392). Beide Theoretiker verbindet also ein Verständnis von wissenschaftlichem Fortschritt, welches emergentistische Elemente beinhaltet, da eine Unüberbrückbarkeit von Differenzen zwischen bisher bestehenden und auch entstehenden Neuheiten vorausgesetzt wird, welche nicht aufgelöst werden kann. Diese Vorstellung wird in Wagners Arbeit bis in die Romantik rekonstruiert (vgl. Wagner 2013: 148). Bei Kuhn sind es begrifflich die Paradigmen, bei Lovejoy historische Neuheiten. Diese Position ist allerdings umstritten. Es lässt sich einigen Kritiken entnehmen, dass sowohl die Inkommensurabilitätsthese als auch die Ausführungen Lovejoys problematisch sind. Damit einher geht, dass eine solche Konzeption paradigmageleiteter Forschung, wie sie oben beschrieben wurde, durch eine potenzielle diskursiv-kommunikative Lösung fraglich und damit kritikwürdig wird.

Kuhn hatte durch seine Inkommensurabilitätsthese emergente Elemente in den Wissenschaftsprozess übernommen, die eine Auseinandersetzung unmöglich und sinnlos erscheinen ließen. Er geht von der Existenz eines irreduziblen Fundaments aus, das so elementar verschieden ist, dass eine Übersetzung zwischen Paradigmen

unmöglich sei. Die Inkommensurabilität haftet jedem bestehenden Paradigma per Definition an. „Beide [Anhänger zweier verschiedener Paradigmen] betrachten [...] die Welt, und was sie anschauen, hat sich nicht verändert. Aber in manchen Bereichen sehen sie verschiedene Dinge, und sie sehen sie in unterschiedlichen Beziehungen zueinander.“ (Kuhn 1976: 161) Eine Auseinandersetzung der verschiedenen Paradigmavertreter_innen ist durch ein Fehlen des gemeinsamen Maßes anscheinend von vornherein sinnlos. Des Weiteren erscheint auch ein Diskurs zwischen Forscher_innen fragwürdig, die gegenüber anderen ein Paradigma begründen wollen. Auch dieser Prozess wird durch die Skizzierung elementarer Differenzen problematisch. Hier sei an die herausgearbeiteten Ziele der AfS erinnert. In diesem Zusammenhang bindet Wagner einen renommierten Physiker ein, der Kuhns Beispiel der Ableitung von Newton und Einstein (und damit die Inkommensurabilitätsthese) widerlegt (vgl. Wagner 2013: 143). Steve Weinberg konzipiert die einsteinsche Masse im Verhältnis zu derjenigen Newtons als Präzisierung des Begriffs, der einen höheren Aussagegehalt besitzt (vgl. Weinberg 2001: 194). So seien Studierende heute problemlos in der Lage, sowohl die Konzepte der einsteinschen als auch der newtonschen Mechanik zu verstehen und anzuwenden. Die Verständigung wird dadurch – im Gegensatz zur kuhnschen These – nicht beeinträchtigt; es

erfolgt vielmehr eine präzisere Definition des Begriffs. Die Idee der Inkommensurabilität zwischen den zwei Konzepten der Mechanik ist damit aufgelöst. Es wird an dieser Stelle sowohl auf eine detailliertere Beschreibung, als auch auf weitere Beispiele des Reduktionismus sowie der Sprachphilosophie verzichtet. Diese lassen sich in Wagners Arbeit nachlesen.

Dieser Exkurs ist insofern relevant, als dass man vermeintlich emergenten oder unüberbrückbaren Elementen wissenschaftlich den Boden entziehen kann. Es sollte in aller Kürze gezeigt werden, dass ein Vorhaben, das die Unfähigkeit diskursiver Auseinandersetzung voraussetzt, einem angemessenen Bezug auf aktuelle und zwingend zu führende Debatten innerhalb der Wissenschaftstheorie entbehrt. Es liegt also ebenfalls nahe, die Vorstellung aufzugeben, es gäbe grundverschiedene Theorien, welche die Welt so unterschiedlich konzipieren, dass sie miteinander unvereinbar wären. Dies bedeutet im Umkehrschluss, dass auch Grundlagendiskussionen prinzipiell zielführend sein können und wirft die Frage auf, wieso solche Abgrenzungsversuche – wie der hier präsentierte – erfolgen. Die Absicht der Gründung der AfS wird dadurch eher als ein dogmatisches Setzen einer möglichst komplikationsfreien Ausgangsposition verstanden, während wissenschaftliche Auseinandersetzungen um verschiedene Grundpositionen als wenig zielführend dargestellt werden.

Der Versuch eines Erklärungsansatzes außerhalb der Wissenschaft

Da die wissenschaftlichen Gründe für eine solche Positionierung als problematisch charakterisiert wurden, bleibt die Frage offen, ob es nicht auch andere Gründe gibt, die Abspaltung von der DGS zu forcieren. Nach allem, was bisher erarbeitet wurde, liegt es nahe, die Spaltung auch als eine strategische Handlung zu verstehen. Einige Theoretiker_innen, welche sich explizit mit der Gründung der AfS beschäftigten, identifizieren eine verschärfte Rhetorik, die eine Trennung der zwei Forschungsgemeinschaften zwar suggeriert, inhaltlich allerdings nicht unbedingt notwendig werden lässt (vgl. Nassehi 2018; vgl. Pries 2018; Strübing 2017 und 2019). Insofern wäre der Prozess der Abspaltung als Grundlage einer strategischen Handlung erklärbar. Demnach geht es hier weniger darum, ob der Pluralismus und seine Konsequenzen eine Stärke oder Schwäche seien, sondern um die in der Argumentation verwendete Rhetorik. Schon anhand des erstens Ansatzes im Gründungsaufwurf wird deutlich, dass die AfS sehr politisierte Szenarien zeichnet, um ihre wissenschaftliche Orientierung zu begründen:

Weltweit ist eine neue Phase gesellschaftlicher Entwicklungen und Umbrüche zu beobachten, darunter auch Erscheinungen einer unvorhergesehenen

Partikularisierung und Spaltung, die man weitgehend für überwunden hielt. [...] Kriegerische Konflikte, autokratische Regime und die Unterentwicklung in vielen Teilen der Welt sowie klimatische Veränderungen verstärken Fluchtursachen, was wohlhabende Zieländer der Migration zu verstärkten Integrationsanstrengungen veranlasst, aber auch Abwehrreaktionen und neue Spaltungen hervorruft. (AfS 2017b)

66

Ironischerweise wird die Abspaltung von der bereits bestehenden DGS hier durch Verweis auf das Risiko weiterer Partikularisierung und Spaltung begründet. An dieser Stelle liegt die Frage nahe, ob die dargestellten Prozesse einer solchen Partikularisierung nicht sogar zuarbeiten. Strübing wirft Andreas Diekmann, dem Verfasser eines Zeitungsartikels zur Verteidigung der Abspaltungstendenzen durch die AfS, in diesem Zusammenhang überhöhte Rhetorik vor und kritisiert, dass dieser mit „recht breitem Pinsel arbeitet und dabei Hintergründe ausblendet und Vordergründe vergrößert.“ (Strübing 2017: 3) Er geht laut Strübing über diverse relevante Punkte hinweg. Ohne darauf im Detail eingehen zu müssen, lässt sich wohl eine gewisse Strategie herausarbeiten. Strübing artikuliert in diesem Zusammenhang eine Kritik, die über die bisherigen sogar hinausgeht. Er wirft der AfS vor, ihr Forschungsprogramm vor dem Hintergrund populistischer Bewegungen zu rechtfertigen:

Weil wir „in einer Zeit leben, in der populistische Bewegungen und Vorstellungen einer nur ‚konstruierten‘ Wirklichkeit und ‚alternativer Fakten‘ an Boden gewinnen“ [sei] es daher besonders notwendig [...], nach „faktenbasierten“ und „überprüfbar“ Erkenntnissen zu streben. [...] Aber das Argument ist vergiftet, denn mit dem Bad des Populismus und der Lügenpresse-Schelte wird hier auch gleich das Kind konstruktivistischer Sozialtheorie mit ausgeschüttet, weil zwischen der wissenschaftlichen Beschäftigung mit einer konstruktivistischen oder pragmatistischem Epistemologie sowie deren sozialtheoretischen Konsequenzen einerseits und den willkürlichen Konstruktionen interessierter Akteure in der politischen Arena andererseits nicht unterschieden wird. (Strübing 2017: 5)

So wird, laut Strübing, interessierten Leser_innen mithilfe bedenklicher Rhetorik nahegelegt, die Bewegung der AfS in die Richtung einer Abspaltung zu unterstützen, da im selben Atemzug behauptet wird, der heutige Stand der Forschung würde die Tendenzen hin zu alternativen Fakten und populistischen Bewegungen verstärken. Dieser These, die wohl auf den Erfolgen des Relativismus basiert, soll hier nicht grundsätzlich widersprochen werden. Es bleibt jedoch offen, inwiefern die AfS diesem Problem im Rahmen ihres Forschungsprogramms entgegenarbeitet.

Die AfS kritisiert mit dieser Passage wohl eher den Theorie- und Methodenpluralismus der DGS, welcher dadurch für solche problematischen Tendenzen innerhalb der politischen Landschaft mitverantwortlich gemacht wird. „Pegida wird zum Vorwand, um sich konkurrierender wissenschaftlicher Claims zu entledigen, ohne den Weg einer wissenschaftlichen Auseinandersetzung zu gehen.“ (Strübing 2017: 5) Wieso die Gründung der AfS solchen Tendenzen entgegenarbeiten würde, bleibt hier wohl unbeantwortet. Es gibt im Fall der deutschen Soziologie innerhalb der ursprünglich geeinten Forschungsgemeinschaft sogar eine Sektion für Methoden der empirischen Sozialforschung, die das Lager der AfS prinzipiell nutzen könnte um einen konstruktiven Diskurs anzustoßen. Der Vorstand der DGS hält diesbezüglich fest: „Innerhalb der DGS sind alle wissenschaftlichen Paradigmen und methodologischen Perspektiven des Faches vertreten; einschließlich derjenigen Positionen, die die ‚Akademie‘ für sich reklamiert.“ (DGS 2018) Der Eindruck fehlenden Interesses an einer Auseinandersetzung seitens der AfS und an einer Lösung scheint durch die erarbeiteten Ergebnisse gefestigt. Stattdessen spiegelt ihre Rhetorik eher eine Unvereinbarkeit der vertretenen Positionen wider und lässt die Differenzen so überhöht wirken, dass eine Neugründung fast unausweichlich erscheint.

Fazit

Es sollte erarbeitet werden, dass sowohl im Gründungsauftrag, als auch in den Grundsätzen der AfS eine rhetorische Figur zu finden ist, die den Graben zwischen den zwei Forschungsgemeinschaften wesentlich größer wirken lässt, als hier nachvollzogen werden konnte. Diese Überhöhung wird einerseits dazu genutzt, die eigene wissenschaftliche Position ohne größeren Diskurs setzen zu können und zweitens eine Spaltung von der DGS dringlicher zu gestalten, als bisher gezeigt werden konnte. Genau wie in Bezug auf Kuhn wird hier argumentiert, dass die Darstellung von Unüberbrückbarkeiten im wissenschaftlichen Diskurs problembehaftet ist und, mit einer gewissen Rhetorik verbunden, wahrscheinlich eher darauf abzielt, konkurrierende Traditionen aus den eigenen Diskursen herauszuhalten. Dahinter steht wohl ein besonderes Interesse an Produktivität, welches bei Kuhn, der die allgemeinen entwicklungshistorischen Aspekte der Wissenschaften betrachtet, institutionell eine etwas andere Rolle spielt, als bei der AfS. Um diesem Prozess, der Erkenntnisstrahlen voraussetzt, entgegenzuarbeiten, soll hier für eine stärkere Zusammenarbeit mit der AfS plädiert werden. Denn die Konsequenzen der dargestellten Aushandlungen – also steigende Partikularisierung – scheinen die Splitterung der Soziologie eher zu verstärken, als eine langfristige Lösung zu bieten.

Ausblick

Es sollte dargestellt werden, dass keine notwendigen Gründe dafür gefunden werden konnten, die Bildung einer zweiten soziologischen Forschungsgesellschaft zu rechtfertigen. Ähnlich wie in Bezug auf Kuhns Inkommensurabilitätsthese ausgearbeitet wurde, scheint auch die Argumentationslinie der AfS auf eine rhetorische Überhöhung aufzubauen, die mit Blick auf wissenschaftstheoretische Erörterungen mindestens problematisch ist. Es wird außerdem angemerkt, dass die Verwobenheit von Interessen aus Wissenschaft, Politik und Wirtschaft gerade vor dem Hintergrund der Idee wertfreier Forschung zu Problemen führen kann, wenn die Grenzen und Möglichkeiten ihre Entflechtung nicht immer wieder kritisch geprüft und überarbeitet werden. Eine durch Partikularisierung gekennzeichnete Rhetorik lässt eine solche Aufarbeitung allerdings nur in sehr beschränktem Maße zu. Es sind also weniger pluralistisch orientierte Größen als rhetorische Überhöhungen gewisser Partikularisierungsbewegungen, welche alternativen Fakten und damit solchen *parallelen Welten* einen Nährboden liefern. Dabei soll allerdings nicht behauptet werden, die hier skizzierten Positionen ließen sich problemlos auf die DGS und die AfS übertragen. Der problematisierte Diskurs sollte vielmehr anhand dieser Prozesse beleuchtet werden um sich gegebenenfalls an einer anderen Stelle detaillierter mit

diesem auseinandersetzen zu können. So muss sicherlich auch genauer erarbeitet werden, welche Rolle man der Pluralität innerhalb der DGS zuspricht und wie sie konzipiert wird.

Des Weiteren wird darauf hingewiesen, dass sich der Begriff Paradigma durch seine Verstrickungen in das wissenschaftstheoretische Konzept Kuhns nicht eignet, um die gegenwärtige Struktur der Soziologie zu beschreiben. Denn die Diskussionen um die nötige Bildung eines festumrissenen Forschungsrahmens mit breiter Anerkennung wurde durch Kuhn mithilfe eben dieses Begriffs begründet. Dass sich ausgerechnet eine Forschungsgemeinschaft, die sich bewusst für Theorie- und Methodenpluralismus ausspricht, auf diesen Begriff beruft, ist vor dem Hintergrund der dargestellten Implikationen schwer nachzuvollziehen. Alternative Fakten und unterschiedliche Lebensrealitäten sind grundlegender Bestandteil des Kuhnschen Konzepts. Aufgrund der Probleme, die die Inkommensurabilitätsthese begleiten, scheint die Anwendung des Paradigma-begriffs innerhalb der Soziologie also in besonderer Weise schwierig. Auch die Diagnose einer multiparadigmatischen Struktur wurde von Masterman als problematisches Zwischenstadium konzipiert, das unter Rückbezug auf die eigentliche Bedeutung wohl wenig erstrebenswert sein dürfte. Es wird hier dafür plädiert, die Struktur der Soziologie mit einem Begriff zu

”

Es wird hier dafür plädiert, die Struktur der Soziologie mit einem Begriff zu beschreiben, der nicht bereits voraussetzt, dass die verschiedenen nebeneinander bestehenden Forschungsgemeinschaften erhebliche Verständigungsprobleme aufweisen. Dies bietet sich an, wenn die Soziologie als pluralistische Wissenschaft konzipiert werden soll.

beschreiben, der nicht bereits voraussetzt, dass die verschiedenen nebeneinander bestehenden Forschungsgemeinschaften erhebliche Verständigungsprobleme aufweisen. Dies bietet sich an, wenn die Soziologie als pluralistische Wissenschaft konzipiert werden soll, denn ein solches Ziel scheint mithilfe der Begriffe Kuhns weder möglich noch erstrebenswert.

LITERATUR

- Akademie für Soziologie** (2017a): Grundsätze empirisch-analytischer Soziologie. Online verfügbar unter: <https://akademie-soziologie.de/akademie/grundsaeetze/> (11.05.2019).
- Akademie für Soziologie** (2017b): Aufruf zur Gründung einer ‚Akademie für Soziologie.‘ Online verfügbar unter: https://akademie-soziologie.de/wp-content/uploads/2018/04/Gr%C3%BCndungsaufwurf_final-ohne-Namen.pdf (11.05.2019).
- Burzan, Nicole** (2019): Über eine multiparadigmatische Soziologie. In: *Soziologie* Jg. 47/3, S. 28-36. Frankfurt am Main: Campus.
- DGS** (2018): Stellungnahme der DGS zur Gründung einer »Akademie für Soziologie«. In: *Soziologie* Jg. 47/3, S. 315-317.
- Douglas, Jack D.** (1971): The Rhetoric of Science and the Origins of Statistical Social Thought: The Case of Durkheim's "Suicide". In: Tiryakian, Edward (Hrsg.): *The Phenomenon of Sociology: A Reader in the Sociology of Sociology*. New York: Appleton Century Crofts, S. 44-57.
- Eckberg, Douglas L./Hill, Lester Jr.** (1979): The Paradigm Concept and Sociology: A Critical Review. In: *American Sociological Review* Jg. 44, S. 925-937.
- Freidheim, Elizabeth** (1979): An Empirical Comparison of Ritzer's Paradigms and Similar Metatheories: A Research Note. In: *Social Forces* Jg. 58/1, S. 59-66.
- Friedrichs, Robert W.** (1970): *A Sociology of Sociology*. New York: Free Press.
- Kneer, Georg/Schroer, Markus** (2009): Soziologie als multiparadigmatische Wissenschaft: Eine Einleitung. In: dies. (Hrsg.): *Handbuch Soziologische Theorien*. Wiesbaden: Springer VS, S. 7-18.
- Kuhn, Thomas S.** (1976): *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Lovejoy, Arthur O.** (1993): *Die große Kette der Wesen: Geschichte eines Gedankens*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Mannheim, Karl** (1985): *Ideologie und Utopie*. 7. Aufl. Frankfurt am Main: Klostermann.
- Masterman, Margaret** (1974): Die Natur eines Paradigmas. In: Lakatos, Imre/Musgrave, Alan (Hrsg.): *Kritik und Erkenntnisfortschritt*. Braunschweig: Vieweg.

Nassehi, Armin (2018): Über Beziehungen, Elefanten und Dritte. In: *Soziologie Jg.* 47/3, S. 292-301.

Pries, Ludger (2018): Die Akademie für Soziologie und das Hornberger Schießen. In: *Soziologie Jg.* 47/4, S. 477-481.

Ritzer, Georg (1975): *Sociology: A Multiple Paradigm Science*. In: *American Sociologist Jg.* 10, S. 156-167.

Scheffer, Thomas (2017): Interview mit Prof. Dr. Thomas Scheffer - Für eine multiparadigmatische Soziologie in Forschung und Lehre. In: *Soziologieblog*. Online verfügbar unter: <https://soziologieblog.hypotheses.org/10920> (01.07.2019).

Scheffer, Thomas/Schmidt, Robert (2019): Für eine multiparadigmatische Soziologie in Zeiten existenzieller Probleme. In: *Soziologie Jg.* 48/2, S.153-173.

Strübing, Jörg (2017): Von Pegida zur Akademie für Soziologie – eine kleine Textexegese als Sammelrezension (unveröffentlichtes Interventionspapier). Dieser Aufsatz wurde im Rahmen eines Seminars an der Goethe-Universität zur Verfügung gestellt.

Strübing, Jörg (2019): Soziologie in kriegerischen Zeiten. Woher kommt und wohin führt die Entwertung qualitativer Sozialforschung und theoretischer Pluralität? Eine Spurensuche als Kommentar. In: *Soziologie Jg.* 48/2, S. 143-152.

Wagner, Gerhard (2013): Paradigmen, Inkommensurabilität und Emergenz: Kuhns *Structure* als Problem der Soziologie. In: *Zeitschrift für Theoretische Soziologie Jg.* 2/1, S. 135-153.

Weinberg, Steven (2001): *The non-revolution of Thomas Kuhn*. In: ders.: *Facing Up: Science and its Cultural Adversaries*. Cambridge: Harvard University Press, S. 187-206.

ZUM AUTOR

Wassili Brassat, geboren 1993, absolvierte seinen Bachelor in Soziologie und Philosophie. Derzeit studiert er Soziologie (MA) in Frankfurt am Main mit den Schwerpunkten Wissenschaftstheorie, Philosophie der Sozialwissenschaften und Wissenschaftsphilosophie. Er arbeitet als freier Mitarbeiter am Jüdischen Museum Frankfurt mit dem Fokus auf politischer Bildung.

An dem Beitrag haben folgende Redaktionsmitglieder im Review, Betreuung und Lektorat mitgearbeitet: **Tamara Schwertel**, **Martin Blume**, **Veronika Riedl** und **Andreas Schulz**.